

Sterben und Abschied brauchen Rituale - die meisten sind uns abhanden gekommen : nur noch ein entfernter Bekannter

Autor(en): **Tremp, Urs**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Curaviva : Fachzeitschrift**

Band (Jahr): **84 (2013)**

Heft 12: **Palliative Care : gut leben bis zum Ende**

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-804359>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Sterben und Abschied brauchen Rituale – die meisten sind uns abhanden gekommen

Nur noch ein entfernter Bekannter

Unsere Gesellschaft hat den Tod aus dem Alltag verbannt. Nur noch Spezialisten beschäftigen sich mit ihm. Umso hilfloser und verlegener begegnen ihm alle anderen.

Von Urs Treppe

Es war der Schriftsteller Thomas Hürlimann, der einmal darauf hingewiesen hat, dass unmittelbar nachdem Ende der Sechzigerjahre der letzte Trauerzug durch Zürich gezogen war, in einer öffentlichen Toilette der Stadt der erste Drogentote aufgefunden wurde. Was Hürlimann damit sagen wollte: Macht man dem Tod vorne die Türe zu, schleicht er sich sicherlich durch einen Hintereingang wieder ins Leben.

Es ist eine Binsenwahrheit: Der Tod ist das einzig Sichere in unserem Leben. Die Begegnung mit ihm macht uns – als Einzelne und als Gesellschaft –, inzwischen aber beklommen. Wir sind uns den Umgang mit ihm nicht mehr gewohnt. Konventionen und Rituale, die früher selbstverständlich waren, haben in einer weitgehend säkularisierten und individualisierten Welt ausgedient. Tod und Trauer sind zu Betriebsunfällen geworden, deren Spuren und Folgen möglichst rasch weggeräumt werden sollen. Wer früher passiv trauern und sich von einem breiten Kreis von Angehörigen, Freunden und Mitbürgern trösten lassen durfte, ist heute zur aktiven Trauerarbeit angehalten – auf dass er möglichst bald wieder funktionsfähig sei.

«Die neue Zeit hat aufgeräumt mit Dingen, die noch vor wenigen Jahrzehnten als geheiligte Güter mitten in jener Zeitspanne standen, da ein Mensch sich vom Diesseits verabschiedete», schrieb der Luzerner Volkskundler Josef Zihlmann schon vor

30 Jahren. «Was geblieben ist, sind einige Tränen, wenig Trost und grosse Verlassenheit.»

Konventionen und Bräuche sind verschwunden

Tatsächlich hat sich in unserer Gesellschaft das Verhältnis zum Tod in den letzten fünfzig Jahren grundsätzlich verändert – wie sich unsere Lebensumgebung und unsere Lebensgestaltung grundsätzlich verändert haben: Die Autorität der Kirche, die zuvor die Deutungs- und Zeremonialhoheit über das Sterben und den Tod hatte, ist zerbröckelt. Gesellschaftliche Konventionen und Bräuche im Zusammenhang mit Sterben und Tod sind verschwunden. Und schliesslich hat die moderne Medizin Unsterblichkeitsfantasien ebenso beflügelt wie sie mit Hilfe von Hightech das Sterben zur oft Monate und Jahre dauernden Grauzone gemacht hat.

Zur Verlassenheit, wie sie der Volkskundler Zihlmann vor Jahren schon konstatierte, ist die Verlegenheit gekommen. Wus-

ten die Menschen früher noch, wie, wann und wo man trauert, sind die Abschiedsrituale in einer vielgestaltigen Gesellschaft in entsprechend multikulturell kompatiblen Abdankungshallen heute nicht selten ein trostloses Geschehen. Sogar christliche Priester vermeiden es, den Tod als Durchgangstor zu einer anderen, neuen und besseren Welt darzustellen – als hätten sie Angst, in diesem Moment

all jene zu verprellen, die nicht an eine Verheissung auf ein neues Leben glauben.

Die Individualisierung unserer Gesellschaft und eine weltanschauliche Toleranz haben die Menschen zwar von Zwängen und oft sinnentleerten Konventionen befreit. Aber sie haben auch eine Leere geschaffen. Obgleich das Sterben und der Tod – ausser im Fernsehen und auf der Kinoleinwand – kaum mehr zum Alltag gehören: Jeder Mensch wird unweigerlich, ob er will

>>

oder nicht, im Leben damit konfrontiert. Was dann? Zumeist: grosses Schweigen.

Statt zu schweigen, müssen wir über den Tod reden

Der Schweizer Palliativmediziner Gian Domenico Borasio sieht gerade in diesem Schweigen den Grund für die Trostlosigkeit, die uns umgibt, wenn Sterben und Tod ins Leben einfallen.

«Wir müssen wegkommen vom Schweigen und uns hinwenden zum Reden über den Tod», sagt er.

Das ist freilich schwierig geworden. Die meisten Menschen verlieren just in der Trauer den Rückhalt, auf den sie sonst im gewohnten sozialen Leben vertrauen dürfen: Die Arbeitskollegen fühlen sich nicht zuständig, auch nicht die Nachbarinnen und Nachbarn, nicht die Kameraden vom Fussballverein, auch nicht die Mitsängerinnen im Gemischten Chor. Das Sterben hat den Status einer innerfamiliären Begebenheit angenommen. Die Anteilnahme der weiteren Umgebung beschränkt sich auf eine vorgedruckte Beileidskarte, im besten Fall auf die Teilnahme an einer Abdankungsfeier. Wenn überhaupt! In der Stadt Zürich finden schon heute mehr als die Hälfte aller Bestattungen mit gar keinen oder weniger als einem halben Dutzend Trauergästen statt.

So traurig es tönt. Das hat auch damit zu tun, dass die Lücke, die jemand bei seinem Ableben hinterlässt, entgegen allen gutgemeinten Abschiedsworten, in fast allen Fällen ganz schnell wieder geschlossen ist. Das war früher anders. Der Tod eines Mitglieds konnte ein ganzes gesellschaftliches Gefüge in Schieflage bringen. Entsprechend war Sterben ein öffentliches Ereignis, weil es die Gemeinschaft betraf. Der Tod wurde von sogenannten Notnachbarn und Anwieserinnen ausgerufen. Der Trauerzug vom Wohnhaus zum Friedhof war streng organisiert, und die Stellung in der Gesellschaft wies jedem Teilnehmer den Platz hinter dem Sarg zu (die Frauen bildeten in der patriarchalisch geprägten Welt erst die zweite Hälfte des Zugs). Heute gibt es auch in jenen Dörfern keine Trauerzüge mehr, wo sie kein Verkehrshindernis wären wie in der Stadt. Die Todesanzeige in der Zeitung ist – wenn überhaupt – als einzige öffentliche Bekundung des Ablebens übriggeblieben.

Angst, falsch und zu lange zu trauern

Ist, dass wir den Tod als Betriebspanne behandeln, ein Zeichen dafür, dass wir gelassener umgehen mit ihm? Im Gegenteil, meint Reiner Sörries, der eine Kulturgeschichte der Trauer geschrieben hat: «Mag der Tod eines Menschen kein Verlust für die Gesellschaft mehr sein, für den Einzelnen ist er eine Katastrophe.» («Herzliches Beileid», Primus Verlag, 2012.) Zwar redet kaum jemand darüber, aber immerhin scheint ein Bedürfnis zu bestehen, sich vorzubereiten auf diese unausweichliche Katastrophe. Trauerberatgeber in den Buchhandlungen sind Bestseller, Trauerseminare boomen. Und im Internet bieten unzählige Trauerbegleiter und Trauerbegleiterinnen ihre Dienste an – seriöse ebenso wie Scharlatane. Gross scheint weit herum die Angst zu sein, falsch und zu lange zu trauern.

Die Lücke, die jemand hinterlässt, ist heute meist ganz schnell wieder geschlossen.

Zwar legt Sörries in seinem Buch dar, wie Trauer immer ein kulturell erlernter und damit von Zeitströmungen beeinflusster und sich wandelnder Prozess ist. Aber er bestreitet nicht, dass Trauer Rituale braucht. Haben alte ausgedient, müsse nach neuen gesucht werden. Rituale können indes nicht verordnet werden, sie entwickeln sich. «Es gibt eine Sehnsucht nach Trauer», sagt Sörries. Weil die Trauer im eigenen Leben aber als (zu) bedrohlich empfunden werde, habe sich in den letzten Jahren die Trauer als Massenveranstaltung etabliert. Der Tod von Prinzessin Diana stand am Anfang dieses Trends: Man betrauert öffentlich und emotional den Tod eines Menschen, den man gar nicht gekannt hat.

«Trauer ist heute Teil der Unterhaltungsindustrie», konstatiert der Publizist Henryk M. Broder. Immerhin sieht er in dieser Trivialisierung der Trauerarbeit auch «ein Verlangen nach emotionaler Erschütterung». Will heissen: Tief drin im Menschen ist das Wissen um die Vergänglichkeit allen Seins immer da. Man mag zwar nicht dauernd daran denken, aber man weiss, dass das Sterben bei einem selbst und bei seinen Liebsten nicht halt macht. Die Auflehnung gegen das Unvermeidliche ist letztlich sinnlos.

Eventtrauer hat die soziale Trauer abgelöst

Ob allerdings die «normal gewordene Eventtrauer» (so der Publizist Michael Jürgs) eine zeitgemässe sinnvolle Form der früheren sozialen Trauer um Persönlichkeiten aus dem eigenen Lebensgefüge ist, darf infrage gestellt werden. «Früher hatte die Trauer ihre eigene Würde. Seit Lady Dis Tod ist sie verramscht und insbesondere von den Zynikern des Privatfernsehens vereinnahmt worden. Heute umarmen sich weinend Menschen vor einem bei RTL oder Sat 1 versendeten Tatort, stellen Kerzen auf, legen Blumen hin und eilen dann sofort nach Hause, um sich bei der nächsten Übertragung von eben jenen Sendern auf dem Bildschirm weinen zu sehen. Dann warten sie auf eine SMS auf ihrem Handy mit der erfreulichen Botschaft: Habe dich gerade im Fernsehen weinen sehen. Auf YouTube in alle Ewigkeit anklickbar bleibt die Trauer nie mehr still.»

Ist Trauer in unserer von den Medien geprägten Welt tatsächlich nur noch als Massenveranstaltung gesellschaftsfähig? Fast scheint, als würde man den Tod hämisch lachen hören. Man mag Trauerzüge, Trauerkleidung oder Trauerjahr abgeschafft und die Trauer zum Fernsehspektakel gemacht haben. Den Tod vernichtet hat man damit nicht. Es gelingt ihm bis heute und wohl noch lange, sich zu jeder Zeit und überall Zugang zu verschaffen. Doch es scheint, dass er uns nur noch ein entfernter Bekannter ist, der umso hilfloser und verlegener macht, wenn er auftaucht. ●

In der Welt der Medien hat sich die Trauer als Massenveranstaltung etabliert.



Beerdigung in Saignelégier 1938: Der Trauerzug vom Wohnhaus zum Friedhof war streng organisiert, und die Stellung in der Gesellschaft wies jedem Teilnehmer den Platz hinter dem Sarg zu.

Foto: © Theo Frey/Fotostiftung Schweiz